
Die Determinanten des Wachstums in der Dritten Welt

Rezension von: Rudolf Schröder,
Konfliktbewältigung, soziokulturelles
Erbe und wirtschaftlicher Fortschritt,
Mohr Siebeck, Tübingen 1999, 213
Seiten, DM 128.

Der Autor hat es in diesem Buch unter-
nommen, die Ursachen für die sehr un-
terschiedliche Entwicklung der Länder in
der sogenannten „Dritten Welt“ heraus-
zuarbeiten. Er ist für diese Aufgabe prä-
destiniert, weil er durch seine leitende
Funktion in der Auslandsabteilung eines
Kreditinstitutes mit den Problemen die-
ser Regionen aus unmittelbarer eigener
Anschauung konfrontiert war. Aber auch
sein analytisches Herangehen an das
Problem erweist sich als sinnvoll, weil er
dazu das Instrumentarium der Neuen In-
stitutionenökonomie (NIE) verwendet.

Nach einem ersten Kapitel, das allge-
mein in die Problematik der Entwick-
lungsländer einführt, folgt dann eines
über die Bedeutung von Institutionen für
politisches Handeln sowie überhaupt
das Verhalten von Individuen und Interes-
sengruppen. Sodann widmet er sich den
so unterschiedlichen Entwicklungsmu-
stern dieser Länder sowie den Bestim-
mungsgründen dafür.

Die Ökonomien der „Erfolgsländer“
Südostasiens wuchsen seit 1960 unge-
fähr dreimal so rasch wie jene Südame-
rikas und fünfmal schneller als jene Afri-
kas südlich der Sahara. Doch vermoch-
ten diese Staaten nicht nur ihr Einkom-
men drastisch zu steigern, sondern die-
ses auch relativ gleichmäßig zu vertei-
len. Allfällige Krisen, wie die Ölpreisstei-
gerungen mit ihren weltwirtschaftlichen
Folgen, konnten durch zweckmäßige
wirtschaftspolitische Maßnahmen über-
wunden werden. Was waren die Ursa-

chen dieser stetigen und erfolgreichen
Entwicklung?

Der Hauptgrund lag nach Meinung des
Autors darin, daß dort die institutionellen
und organisatorischen Voraussetzungen
für die wirtschaftliche Expansion ge-
schaffen wurden. Diese Länder errichte-
ten eine entsprechende Infrastruktur und
hielten sie auch instand; die Landwirt-
schaft wurde nicht diskriminiert, sondern
gefördert – auch durch eine Bodenre-
form. Die Industriepolitik sorgte zunächst
im Inland für funktionierenden Wettbe-
werb. In den Anfangsphasen der Indu-
strialisierung wurde zwar eine Schutz-
zollpolitik betrieben, diese aber allmäh-
lich gelockert und schließlich durch eine
Exportförderungspolitik ersetzt. Hohe Spar- und Investitionsquoten erleichter-
ten die Expansion, welche auch nicht
durch hohe Steuern oder einen überbord-
enden Staatsapparat behindert wurde.
Das Humankapital wuchs als Folge einer
erfolgreichen Verschulung – Mitte der
sechziger Jahre wurden davon schon alle
Kinder erfaßt. Diesen Maßnahmen kam
die traditionelle hohe Lernbereitschaft in
Südostasien entgegen. Die Grundausbil-
dung ergänzte man durch berufsbezoge-
ne Weiterbildung.

Die Regierungen dieser Länder folgten
nicht immer demokratischen Prinzipien,
zielten in ihrer Politik aber doch zumeist
auf die ökonomische Entwicklung des
Landes. Der Aufbau einer leistungsfä-
higen Verwaltung wurde durch die kulturel-
le Tradition dieser Länder erleichtert,
welche auch bewirkte, daß sich die Kor-
ruption in Grenzen hielt. Verträge werden
nicht nur der Gesetze wegen eingehal-
ten, sondern auch infolge der bestehen-
den informellen Institutionen, also Re-
geln. Viele dieser Länder haben Organi-
sationen geschaffen, um die Kooperati-
on zwischen Interessengruppen zu er-
leichtern. Auch gelang es ihnen früh, ein
funktionierendes Bankensystem einzu-
richten. Die Geldinstitute waren häufig
staatlich, was für die Produktionsbetrie-
be nur beschränkt zutrif. Die kulturelle

Tradition dieser Länder bewirkte eine relativ starke Stellung der Verwaltung, welche sich daher Gruppeninteressen gegenüber recht widerstandsfähig erwies. Aus dem gleichen Grund blieb sie auch gegen Korruption ziemlich resistent.

Daß diese günstigen Voraussetzungen für die wirtschaftliche Expansion geschaffen werden konnten, führt Schröder auf die Übereinstimmung der informellen mit den formellen Institutionen zurück. Erstere erwachsen aus den Traditionen dieser Region. Auf die Lernbereitschaft wurde bereits hingewiesen. Ähnliches gilt für die Spar- und Investitionsneigung. Ganz wesentlich scheint Schröder jedoch die Tradition der Großfamilie, welche stets die Lebensbedingungen ihrer Mitglieder sicherte. Sie wurde zum Träger zahlloser Kleinunternehmungen. Ihre Struktur senkte enorm die Transaktionskosten. Hervorstechendes Merkmal dieser Tradition ist die ausgeprägte gegenseitige Loyalität und Anerkennung der Hierarchie.

Andererseits erweist sich die ostasiatische Institutionenstruktur deshalb anpassungsfähiger als die anderer Kulturen, weil sie weniger religiös determiniert ist. Sie ermöglicht dem einzelnen eine rationale Lebensbewältigung. Der Autor ist auch nicht geneigt, die Erfolge dieser Länder auf das konfuzianische Ethos zurückzuführen – dies schon deshalb, weil in dieser Region auch noch andere Religionen existieren.

Hier wird statt dessen das Augenmerk auf überlieferte informelle Verhaltensnormen und soziale Strukturen und ihren Einfluß auf die Akzeptanz von formalen Normen und Strukturen gelenkt, die eingeführt wurden, um den Entwicklungsprozeß zu fördern. Es soll verständlich gemacht werden, daß die soziokulturellen Traditionen der Erfolgsländer Normen und Gefüge hervorbrachten, die sich als anpassungsfähig erwiesen und daher auf das moderne Wirtschaftsleben übertragen werden konnten, wo sie halfen, Konflikte zu regeln und Probleme zu bewäl-

tigen, die durch die Modernisierung und Industrialisierung aufgeworfen wurden (S.117).

Der ostasiatischen Erfolgsgeschichte steht eine recht gemischte Südamerikas gegenüber. Hier entwickelte sich die Wirtschaftspolitik viel interventionistischer als in Südostasien. Während hier eine solche Phase den Beginn der Industrialisierung markierte und bald durch eine exportorientierte Öffnung mit gleichzeitigem Rückzug des Staates abgelöst wurde, verharrte in Südamerika die Politik unter dem Einfluß der Dependencia-Theorien in der staatlich regulierten Imports substitution. Da dieses Ziel in beträchtlichem Ausmaß verfehlt wurde, entstanden immer größere Probleme in der Bedienung ausländischer Kredite. Diese Tendenzen verschärfen sich dadurch, daß nicht nur die Wirtschaftspolitik in hohem Maße von Interessengruppen bestimmt wurde, sondern diesen über den Staatshaushalt auch beträchtliche Subventionen zufließen. Alles das führte zu immer höheren Budget- und Leistungsbilanzdefiziten, welche dann schließlich explodierende Inflationen verursachten.

In den achtziger Jahren konnten sich schließlich die Politiker nicht länger der Einsicht verschließen, daß interne Reformen erforderlich seien, um diese Volkswirtschaften zu stabilisieren. Die daraufhin einsetzenden Bemühungen führten allerdings zu recht unterschiedlichen Erfolgen.

Spiegelt die Wirtschaftspolitik die populistische Einstellung der Politiker wider, so verursacht die spanisch-portugiesische Tradition ein Übermaß an staatlicher Regelung. Diese erhöhen die Transaktionskosten um so mehr, als auch der Staatsapparat unfähig und korrupt ist. Eine Konsequenz dieser Bedingungen liegt darin, daß in diesen Ländern ein beträchtlicher Teil von Produktion und Leistung im informellen Sektor erbracht wird. Trotz gelegentlicher sozialpolitischer Anläufe bleibt die Einkom-

mensdifferenz zwischen der Oberschicht und der Bevölkerungsmehrheit kraß. Schutzzölle und überhöhte Wechselkurse kommen vor allem der ersteren sowie städtischen Arbeitern auf Kosten der Landwirtschaft zugute.

Unzulänglich erweist sich auch die Ausbildung der Arbeitskräfte, vor allem auf der primären und sekundären Stufe. Das System der sozialen Sicherheit erfaßt die relativ gut bezahlte städtische Arbeiterschaft, nicht aber die Masse der Bevölkerung.

Schröder sieht – wie schon gesagt – in all dem das Erbe Spaniens. Dessen Verwaltung war lediglich bestrebt, hohe Einnahmen aus den Kolonien zu ziehen, legte aber auf deren wirtschaftliche Entwicklung keinen Wert. Die Inhaber hoher Verwaltungsposten hatten sich mit den mächtigen Gruppen wie Kirche, Orden, Großgrundbesitzern und Händlern zu arrangieren. Die niedrigeren Verwaltungsstellen wurden verkauft. Ihre Inhaber erhielten keinen Lohn, sondern später einen Anteil an den eingetriebenen Steuern. Es entstand daher nie ein System unpersönlicher kommerzieller und staatlicher Beziehungen im Rahmen der Gesetze, sondern ein solches beruhend auf persönlichen, oft auf Korruption basierenden Kontakten. Hierarchisch-patriarchalisches Gedankengut prägt noch heute das Verhalten der Bevölkerung. Eine Zivilgesellschaft konnte sich nur in Ansätzen entwickeln.

Die weitaus schlechteste wirtschaftliche *Performance* weist Afrika auf. Viele seiner Staaten weisen heute ein niedrigeres Pro-Kopf-Einkommen auf als zur Zeit, da sie die Unabhängigkeit erlangten. Die Ursachen dafür sind vielfältig. Zunächst wächst die Bevölkerung in einem Maße, welches allfällige wirtschaftliche Fortschritte wieder zunichte macht. Weiters versuchte die Mehrzahl dieser Länder, die ökonomische Entwicklung nach dem Modell staatlicher Planung voranzutreiben. Dieser Versuch endete im Fiasko. Die darauffolgende

Hinwendung zur Marktwirtschaft schuf zwar einige Erleichterungen, aber keine entscheidende Wende.

Die Ursachen für diese Entwicklung sieht der Autor in der fehlenden Infrastruktur, der ineffizienten Verwaltung, ungenügender Ausbildung und mangelhafter Leistungsdisposition der Menschen. Es fehlen ferner der notwendige rechtliche Rahmen und die politische Stabilität. Die Eigentumsrechte sind unterentwickelt. Die Budgets sind permanent defizitär, die Staatsverschuldung enorm. Die ohnehin recht unproduktive Landwirtschaft wird in Afrika vergleichsweise stärker besteuert als in anderen Kontinenten.

Industrien wurden auf der Basis von Importsubstitution vom Staat errichtet. Sie konnten sich nur durch den Schutz des Inlandsmarktes sowie durch staatliche Subventionen halten. Ebenso ineffizient arbeitete das Bankensystem. 25% bis 40% der gewährten Kredite müssen abgeschrieben werden. Aus politischen Gründen sind die Geldinstitute weit überbesetzt. Sie werden hoch besteuert und die Zinssätze vom Staat reguliert.

Die afrikanische Sozialstruktur ist einer marktwirtschaftlicher Aktivität nicht förderlich. Das Individuum ist fest in den Klan eingebettet. Seine Tätigkeit bedarf der Zustimmung des Ältesten, sein Einkommen hat es mit der Gruppe zu teilen. Die jeweiligen Staatslenker versorgen ihre Klientel auf Staatskosten.

Schröder gelangt auf Grund dieser Erfahrungen zu dem Schluß, daß es vor allem die in einer Kultur existierenden informellen Institutionen und ihre Eignung für die kommerziellen Interaktionen sind, welche die Wirtschaftsentwicklung einer Region bestimmen. Und diese determinieren letztlich auch die Wirtschaftspolitik – ob sie im Interesse der Allgemeinheit oder jener einer Klientel formuliert wird, ob Rechtssprechung und Verwaltung überhaupt reibungslos funktionieren.

Die Wirksamkeit der Institutionen ergibt sich in Asien auch daraus, daß sie

für alle verbindlich waren, wogegen sie sich in Afrika wie in Lateinamerika nach Bevölkerungsgruppen unterschiedlich entwickelten. Die Schaffung von wirtschaftsfreundlichen formellen Institutionen, also von Gesetzen, erweist sich dann als wirkungslos, wenn die informellen Institutionen diesen nicht entsprechen.

Auf Grund aller dieser Überlegungen sieht der Autor auch Probleme für die Wirksamkeit der Entwicklungshilfe. Diese wird in der Regel über den Staat, also die Verwaltungsbehörden, abgewickelt, was bedeutet, daß angesichts deren limitierter Effizienz der Erfolg beschränkt bleiben muß – nicht zu reden davon, daß sie nicht in der Lage ist, etwas an der unzulänglichen Institutionenstruktur zu ändern.

Schröder hat ein sehr wertvolles Buch vorgelegt. Nachdem bisherige Erklärungsversuche neoklassischer bis „peripherer“ oder „dependenter“ Art durch die Entwicklung in Südostasien falsifiziert wurden, vermittelt der Einsatz des Instrumentariums der NIE durchaus plausible

Hinweise auf die Ursachen des unterschiedlichen Wachstums der Regionen. Gewiß ist der Ansatz nicht ganz neu; North hat dazu schon einige Überlegungen angestellt, andere Autoren wie Landes oder Maddison haben, ohne sich explizit des institutionalistischen Instrumentariums zu bedienen, manche dieser Zusammenhänge betont, aber die Arbeit Schröders ist weit umfassender und detaillierter.

Natürlich gibt es einige Einwände. So scheint die Arbeit etwas zu breit angelegt, man begegnet häufig Wiederholungen. Der Unterschied zwischen Institutionen und Organisationen wird nicht immer beachtet. Die Literatur, insbesondere die neuere über institutionellen Wandel, ist sparsam zitiert, und – wie Fleischmann in seinem Vorwort anmerkt – die unterschiedlichen Auswirkungen der Familienloyalität scheinen noch nicht gänzlich plausibel.

Aber solche Bemerkungen vermögen den Wert des vorliegenden Buches nicht einzuschränken.

Felix Butschek